



# „Die Arbeitswelt nähert sich gerade der vor 1800 an“

Vier-Tage-Woche? Fünf-Stunden-Tag? Oder gleich ein bedingungsloses Grundeinkommen? Die Frage der **Arbeitszeit** war selten so umstritten wie heute. Deshalb lohnt sich ein historischer Blick auf das Konzept – und die Lehren für die Zukunft.

TEXT NORA SCHAREIKA



**THOMAS ERTL, 52,** ist Professor für Geschichte des hohen und späten Mittelalters an der Freien Universität Berlin. Einige seiner Forschungsschwerpunkte sind die soziale Ungleichheit im Mittelalter und die soziale Mobilität in Europa. Zuvor lehrte Ertl an seiner Heimatuniversität in Wien, wo er auch promoviert hat.

FOTO: PICTURE-ALLIANCE/EVERETT COLLECTION, GETTY IMAGES, PR

## Im Takt der Uhr

Die Art, wie wir arbeiten, ändert sich, der Stress bleibt

**U**m neun sind alle im Büro, und Freitag abends macht jeder seins. Spätestens mit der Corona-Krise ist diese Regel aus dem deutschen Arbeitsalltag verschwunden: Stattdessen tauchen Kinder oder auch mal Kellner in Videokonferenzen auf, Kollegen sind nachmittags um zwei verschollen und schicken dafür Mails mitten in der Nacht. In vielen Unternehmen funktioniert dieses Chaos erstaunlich gut – und wirft die Frage auf, ob es überhaupt noch zeitgemäß ist, den Wert von Arbeit an der Arbeitszeit zu messen. Ein Gespräch mit dem Wirtschaftshistoriker Thomas Ertl, der weiß, wie Menschen in früheren Zeiten Arbeit definiert haben und was wir daraus lernen können.

## Herr Ertl, wie viele Stunden arbeiten Sie als Wirtschaftshistoriker in der Woche?

Das ist nicht leicht zu beantworten, da bei Wissenschaftlern Arbeit und Freizeit manchmal eins sind. Heute Vormittag habe ich mit meiner Tochter Tennis gespielt. Nach dem Abendessen mit der Familie werde ich mich nochmals an den Schreibtisch setzen. Wenn das Wochenende beginnt, greife ich vermutlich zwischendurch zu einem Sachbuch – das ist dann Vergnügen und Arbeit gleichermaßen. Insgesamt arbeite ich wöchentlich 40 bis 50 Stunden. Die Freiheit der Wissenschaft betrachte ich als Privileg, manchmal verbunden mit einem schlechten Gewissen.

## Wieso denn das?

Weil man immer mehr arbeiten könnte.

## Seit wann messen wir Arbeit überhaupt in Zeit?

Erst im späten Mittelalter begann Lohnarbeit in den Städten einen größeren Raum einzunehmen. Bis dahin hatte dieses Konzept kaum existiert, weil die Menschen in der Landwirtschaft oder im Handwerk in familiären Kleinbetrieben tätig waren. Auch Kaufleute organisierten ihre Arbeit in der Regel als Familienbetriebe. In diesem Rahmen bezahlte man keinen Lohn, sondern das gemeinsam erwirtschaftete wurde innerhalb der *familia* verteilt – und dazu gehörten auch Gesellen und Dienstmägde, die häufig nur Kost und Logis erhielten. Im englischen Königreich gibt es seit dem 13. Jahrhundert Baurechnungen, in denen auch die Löhne der Arbeiter notiert wurden. Viele Städte im römisch-deutschen Reich zwischen Hamburg und Wien folgten im 14. Jahrhundert. Die Lohnarbeit verbreitete sich, bis sie im Zuge der industriellen Revolution im 19. Jahrhundert alle anderen Formen der Arbeit überlagerte. Das prägt bis heute unsere Vorstellung von Arbeit. Unentgeltliche Tätigkeiten wie Haushalt und Kindererziehung wurden seither häufig nicht als wirkliche Arbeit betrachtet. Das sehen wir heute freilich wieder anders.

**An vielen Orten der Welt etablierte sich am Ende des Mittelalters erneut Sklavenarbeit. In Europa aber erlebte sie nach dem Ende des römischen Reichs keine Renaissance.**

In Latifundien, das waren landwirtschaftliche Großbetriebe, schufteten im römischen Reich vor allem Sklaven. Als das römische Reich in der Spätantike nicht mehr expandierte, brach der Nachschub an Sklaven ein. Abhängige Bauern erhielten ein Stück Land und mussten dafür dem Grundherren Abgaben und Frondienste leisten. Die abhängigen Bauern arbeiteten weitaus motivierter als die ehemaligen Sklaven. Mit dem Wachstum der Städte entstanden neue spezialisierte Berufe – und dadurch gewann auch die Lohnarbeit an Bedeutung, etwa im Bausektor.

## Wie legten Bauarbeiter und Bauherren denn fest, wie viel Lohn für wie viel Arbeit angemessen war?

Dabei gehen die Meinungen von Arbeitgebern und Arbeitnehmern häufig auseinander. Die Klage über zu geringe Löhne ist so alt wie die Lohnarbeit selbst. 1378 rebellierten beispielsweise die Wollhandwerker in Florenz, im Jahr 1477 legten die Textilarbeiter in Aachen ihre Arbeit nieder, weil unter anderem der Bierpreis gestiegen war.

## Der Wert der Arbeit ließe sich auch an der Leistung bemessen.

Schon seit vielen Jahrhunderten gibt es sowohl den Stücklohn als auch den Zeitlohn. Ein Kaufmann verteilte etwa eine bestimmte Menge Garn an Weberinnen und erwartete dafür eine bestimmte Menge gewebten Tuchs. Im Baugewerbe erhielten die Arbeiter dagegen meist einen Tages- oder Wochenlohn. Beide Formen gibt es noch heute.

## Und wie prägte die Lohnarbeit vom späten Mittelalter an unsere Gesellschaft?

Die Menschen lösten sich von der Einbindung in die Grundherrschaft oder Familie. Das war einerseits eine Befreiung, da enge soziale und rechtliche Bindungen gelockert wurden. Es erzeugte andererseits aber auch eine neuartige Schutzlosigkeit außerhalb der *familia*. Der Preis der wirtschaftlichen Selbstständigkeit waren neue Risiken, die bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts durch keine Arbeitsgesetze gemildert wurden. In der Industrialisierung nahmen die Auseinandersetzungen um menschenwürdige Arbeitsbedingungen zu. Besonders bekannt ist der Aufstand der schlesischen Weber von 1844. Auch die theoretische Auseinandersetzung begann in dieser Zeit. Friedrich Engels etwa schrieb 1845 über die Lage der arbeitenden Klasse in England.

## Welche Rolle spielte bei dieser Veränderung der Arbeitswelt der Faktor Zeit?

Im späten Mittelalter breitete sich die öffentliche Zeitmessung aus. Die Arbeit begann mit dem Schlagen der Kirchenglocken um 6 Uhr früh, und am Abend verkündeten städtische Ausrufer den Beginn des Feierabends. Die Arbeitstage waren lang, allerdings gab es auch viele Feiertage und kürzere Arbeitszeiten im Winter. Im Laufe der frühen Neuzeit weitete sich die Jahresarbeitszeit durch den Wegfall vieler

Feiertage aus. Die historische Forschung spricht von der „Fleißrevolution“: Um 1830 erreichte die Arbeitszeit ihren Höhepunkt in Europa mit Wochenarbeitszeiten von 60 bis 70 Stunden.

#### Warum stieg die Arbeitszeit so stark an?

Vermutlich durch das steigende Angebot an verfügbaren Waren. Dadurch wuchs auch das Bedürfnis, diese Waren zu erwerben. Viele Menschen waren deshalb bereit, mehr zu arbeiten, um mehr konsumieren zu können. Auch die Arbeitgeber unterstützten diesen Wandel, um den Output in ihren Betrieben zu erhöhen. In der Frühzeit der Industrialisierung waren die Löhne der Fabrikarbeiter allerdings so niedrig, dass sie nur mit langen Arbeitszeiten überhaupt über die Runden kamen.

**Der CDU-Politiker Friedrich Merz mahnte kürzlich: „Wir müssen ein bisschen aufpassen, dass wir uns nicht alle daran gewöhnen, dass wir ohne Arbeit leben können.“ Und er erntete dafür viel Kritik. Viele wollen offenbar weniger arbeiten und verzichten sogar freiwillig auf Geld.**

Die Geschichte des 20. Jahrhunderts ist von einem permanenten Aushandlungsprozess zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern geprägt. Seit 1900 gehörte neben den Arbeitsbedingungen auch die Reduzierung der Arbeitszeit zu den gewerkschaftlichen Forderungen. Ergebnisse dieser Entwicklung waren der Acht-Stunden-Tag, der in Deutschland im Jahr 1918 eingeführt wurde, und die Fünf-Tage-Woche, die sich in den Sechzigern durchsetzte. Die Arbeitnehmer legten also schon seit mehr als 100 Jahren großen Wert auf ein angemessenes Maß an Freizeit. Dafür waren sie auch bereit, Gehaltseinbußen in Kauf zu nehmen und auf Konsum zu verzichten. Allerdings hat die wachsende Produktivität dazu geführt, dass die Einkommen trotz geringerer Arbeitszeit gewachsen sind – zumindest bis etwa 1990. Arbeitnehmer der Gegenwart arbeiten etwa halb so viele Stunden wie die Menschen in der frühen Industrialisierung.

**Der britische Ökonom John Maynard Keynes sagte schon 1930, die Menschen würden im Jahr 2030 nur noch 15 Stunden pro Woche arbeiten müssen. Wird er recht behalten?**

Die Ökonomen sind in dieser Frage auch heute geteilter Meinung. Die einen vertreten die Ansicht, dass Digitalisierung und Automatisierung die menschliche Arbeit immer weiter ersetzen werden. Andere betonen hingegen, dass der Strukturwandel der vergangenen 200 Jahre zwar Arbeitsplätze vernichtet, dafür jedoch andere geschaffen hat. Mir scheint, der Menschheit wird auch im 21. Jahrhundert die Arbeit nicht ausgehen. In manchen Berufen ist ein kurzer intensiver Arbeitstag von fünf Stunden besonders produktiv. Es gibt jedoch viele andere Tätigkeiten, bei denen es schwierig ist, die Arbeitszeit zu reduzieren – entweder weil die persönliche Anwesenheit bei der Leitung eines Teams notwendig ist oder weil der niedrige Stundenlohn lange Arbeitszeiten erfordert. Was den Arbeitsmarkt des 21. Jahrhunderts grundsätzlich prägt, ist die große Vielfalt der Arbeitsformen: Während zahlreiche Menschen freiwillig oder

unfreiwillig nur 50 Prozent arbeiten, sammeln andere in jedem Monat viele Überstunden.

**Wäre eine Arbeitszeitverkürzung nicht auch im Interesse der Volkswirtschaft? Schließlich hätten die Menschen so Zeit, ihr Geld auch auszugeben.**

Es wäre zumindest im Interesse der Freizeit- und Urlaubsindustrie. Notwendig dafür ist jedoch, dass die Bürger nicht nur Zeit, sondern auch Geld haben.

**Die IG Metall will die Vier-Tage-Woche, unterstützt von der SPD. Die CSU plädiert dafür, dass statt der täglichen Arbeitszeit nur noch die wöchentliche vorgeschrieben ist – und nennt das „Flexiwoche“.**

**Was ist denn angemessen?**

Es wird keinen Vorschlag geben, der allen gefällt. Ökonomische Strukturen und die Vorstellung davon, was ein erfülltes Leben ausmacht, unterliegen permanentem Wandel. Nur eine Rückkehr zu den Arbeitszeiten des 19. Jahrhunderts will niemand.

**Auch weil wir körperliche und psychische Gesundheit in die Rechnung aufgenommen haben.**

Die Suche nach individuellen Lösungen ist ein Kennzeichen unserer Gegenwart. Der Wandel der Geschlechterrollen hat große Auswirkungen. Und während der Coronapandemie hat sich gezeigt, wie gut die Arbeit im Homeoffice klappt, und damit manchen den Alltag erleichtert. Die Unternehmen versuchen mit ihren Angeboten den Vorstellungen der Arbeitnehmer



„Unzufrieden sind nicht die Menschen, die viel arbeiten. Sondern jene, die sich nicht wertgeschätzt fühlen“

THOMAS ERTL, Professor für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte

FOTOS: DDP IMAGES/EVERETT COLLECTION, GETTY IMAGES, PR

# Neymar ist nicht an allem schuld

KOLUMNE HENNING BECK



**Wir greifen bei der Analyse gerne auf allerlei Daten zurück – und suchen dann doch nach der einen Ursache für alles. Das ist gefährlich.**

**Hinterher ist man immer schlauer.** Deswegen habe ich mir neulich die Kennzahlen eines der interessantesten Fußballspiele der vergangenen Jahre angeschaut. Und die zeigten, dass im Spiel Brasilien gegen Deutschland bei der Weltmeisterschaft 2014 eine Mannschaft extrem überlegen war: bei der Zahl der Angriffe (55:34), den Torschüssen (18:14), den Flanken (22:10), dem Ballbesitz (52:48). Entsprechend deutlich fiel das Ergebnis aus: 7:1 für Deutschland – die statistisch aussichtslos unterlegene Mannschaft.

Ich erzähle diese Anekdote aus zwei Gründen: Erstens, Daten können ziemlich in die Irre führen. Zweitens, eine große Menge an Zahlen verhindert oftmals eine gute Analyse. Es gibt nämlich viele Erklärungen für dieses fußballerische Ausnahmeereignis, die alle statistischen Fakten berücksichtigen: Das Gegenpressing der Brasilianer war nicht raum-, sondern mannorientiert; die 4-1-3-2-Staffelung der Deutschen blockierte die Flügelpositionen der Brasilianer; die brasilianischen Innenverteidiger rückten zu schnell auf. Keiner dieser Gründe erklärt den Spielverlauf in Gänze, erst in der Summe ergeben sie ein Bild. Doch genau diese Berücksichtigung diverser Ursachen mögen Menschen nicht. Vor allem, wenn es eine naheliegende Erklärung für alles zu geben scheint: Die brasilianischen Stars Neymar und Thiago Silva waren ausgefallen. So geschwächt musste Brasilien schließlich verlieren.

**Bei der Analyse sind Daten oft hinderlich.** Denn je unübersichtlicher es wird, desto eher fallen wir in eine Vereinfachung zurück, die man in der Psychologie „root simplicity“ nennt: die Ursachenvereinfachung. Selbst wenn man Menschen sagt, dass ein einziger Grund zehn Mal unwahrscheinlicher ist als die Summe verschiedener Gründe, bleiben Menschen ihrer Annahme treu. Daraus erklärt sich unter anderem auch, warum Verschwörungstheorien verfangen: Sie könnten annehmen, dass vor dem 11. September 2001 mehrere radikalisierte Attentäter dezentral organisiert und bis zuletzt völlig unbemerkt Flugzeugtrainings absolviert hatten, um dann nahezu synchron und bei bestem Wetter mehrere Anschläge durchzuführen. Sie könnten auch sagen: Ein bisschen viele Zufälle auf einmal – vielleicht war es doch der Geheimdienst? Eine Ursache, so absurd sie auch ist, wirkt immer griffiger als viele separate Ursachen auf einmal. So funktionieren unsinnige Analysen von Fußballspielen, genauso wie politische Kampagnen, Aberglaube, Religion oder gesellschaftliche Vorurteile.

Wann immer Ihnen also eine Ursache für alles angeboten wird, sollten bei Ihnen die Alarmglocken schrillen. Oft sollen Sie Opfer Ihrer eigenen Denkvereinfachung werden. Lehnen Sie monokausale Erklärungen immer ab und fragen Sie sich, ob vielleicht auch viele Ursachen zusammenspielen. Das schützt davor, von griffigen (aber falschen) Erklärungen verführt zu werden. ■

HENNING BECK

erforscht als promovierter Neurowissenschaftler, wie wir denken, lernen und auf neue Ideen kommen. In seinen Büchern und Vorträgen beschäftigt er sich mit den Stärken und Schwächen menschlicher Gehirne.